

Nekr

J

18

Nekr J 18

GABY JOUVAL



G 1623

Max Abegg

G A B Y J O U V A L

*

JAVUOL YRAB





Wollten wir versuchen, das Wesen Gaby Jouvals mit einem Wort zu umschreiben - sofern überhaupt ein Mensch durch einen kurzen Begriff zu kennzeichnen ist - so drängt sich uns immer wieder dieses eine auf: Vitalität. Lebenskraft, Lust des Schaffens ist das Merkmal ihres Wirkens, gelenkt durch starke Verantwortung sich selbst und der Arbeit gegenüber. Diese Vitalität prägte ihr Schaffen, ihre Musse, ihre Kunstliebe, ihre Beziehung zu Menschen.

Als sie einmal ein Exlibris für ihre Bibliothek plante, das eine Beziehung zu ihrer Arbeit haben sollte, schlug ihr jemand vor, in der Vignette die Gestalt Ariels, aus Shakespeares "Sturm" darstellen zu lassen. Lebhaft griff sie die Anregung auf. Ariel: jener ätherische, tätige Genius, der lichte, schalkhafte treue Diener Prosperos, des schöpferischen Gestalters, sein Helfer im Kampfe gegen Caliban, das Sinnbild des Heitern, Beflügelten und Sieghaften im Ringen gegen das Dumpfe und Formfeindliche.

Ist darin nicht in der Tat etwas von ihrem eigenen Wesen, vom Geist ihres spielenden, lustvoll-ernsten Gestaltens?

Naturhaft, wirkte sie zugleich beherrscht, bisweilen fast streng. Das Sinnenfrohe, das in ihr immer wieder durchbrach, war diszipliniert durch einen wachen Kunstverstand, durch beispielhaften Fleiss. Ihre sprühende Lebendigkeit, die magnetisierend wirkte, stand im Dienste einer nie erlahmenden Hingabe ans Werk.

Wer Gaby Jouval kennen wollte, musste sie bei ihrer Arbeit sehen. Arbeit war ihr kein Mittel blosser Lebens-erhaltung. Sie war ihr Lebenserfüllung, Freude, stets erneutes Glück.

Von klein auf war sie im Kreise ihrer Familie, französischen Kleinbürgern traditioneller Art, in der Fleiss und Sparsamkeit als altfranzösische Tugenden hochgehalten wurden, an ein genaues Haushalten mit ihrer Zeit gewöhnt worden. Aber noch mehr war diese Arbeitslust Ausdruck ihres Schaffensdranges. Tun war ihr gleichbedeutend mit Atmen; und Menschen, die zu beschaulicher Art neigten, waren ihr kaum verständlich, ja sie missbilligte sie, sah darin etwas wie Bequemlichkeit, Trägheit, Mangel an Pflichtgefühl. Das bedingte in ihr bisweilen die herbe Einseitigkeit, wie sie tätigen Naturen eigen ist. Sie verlangte von ihren Mitarbeiterinnen sehr viel. Wenn sie dabei manchmal bis an die Grenze des Möglichen zu gehen schien, so weckte sie anderseits, durch diese Ansprüche, die sie an sich wie an die andern stellte, in ihren Helfern Kräfte, die diese in sich kaum geahnt hatten.

Immer die erste am Tagewerk, sich nur eine kurze Mittagspause gönnend, die selbst bei Gästebesuch nur um wenig ver-
längert wurde, war sie zumeist auch die letzte an der Arbeit. Es war, als kenne sie keine Müdigkeit; ein Achtstun-
dentag wäre ihr als arge Strafe vorgekommen. Dieses be-
schwingt dahineilende, zierliche Wesen, immer gepflegt und elegant, war eine Schwerarbeiterin.

*

Ihr Wirken galt dem Kleide, der Welt der schönen Hül-
len. Aber das Kleid war ihr nicht Selbstzweck. Im Mittel-
punkt stand für sie der Mensch. Von ihm ging sie aus. Vom Men-
schen als Körper, dessen Anatomie sie aufmerksam studierte,

den sie als organisches Ganzes sah und durch die Bekleidung in der Eigenart seiner Gestalt zu veredeln suchte. Der Mensch als soziales, als geistiges Wesen, in seinem Heim, seinem Beruf, im Glanz seiner Feste.

Immer war für sie das beste Kleid das, das sich nicht aufdrängt, das Kleid das dient, nicht herrscht.

Ein ausgesprochener Sinn für organischen Zusammenhang war ihr eigen. Nie sah sie nur die eine Linie, die eine Farbe, auch nicht ein blosses Nebeneinander; immer hatte sie das Wechselspiel und Miteinander der Dinge, der Menschen im Auge. Wie sie die Farben ordnete zum Einklang, so brachte sie auch die Menschen zum Klingen und zum Einklang, - in ihrer Ehe, im Kreise ihrer Mitarbeiterinnen; sie erzog diese zu einer Gemeinschaft, der sie Inspiratorin, Vorbild und Kameradin zugleich war.

*

Die Mode ist ein ebenso verführerisches wie gefährliches Arbeitsgebiet. Wenige Aufgaben wie die ihren verleiten so leicht zum Spielerischen, Verspielten; und je mehr es an Einfällen mangelt, desto grösser die Sucht zum Ausgefallenen. Die Bahn zwischen Banalität oder Konvention und geschmackloser Extravaganz ist schmal. Hier immer neu und zugleich echt, kühn und doch massvoll zu wirken, dazu braucht es, bei aller künstlerischen Begabung, eine Beherrschung der Mittel wie sie nur durch unermüdliches Studium zu erlangen ist, und nicht minder durch die Beherrschung seiner selbst.

Stoffe waren ihr nicht blosses "Material". Ihrem handwerklichen Geiste, in dem wir französisches Erbe spüren, mit der fast zärtlichen, verliebten Lust am schönen, gesunden Arbeitsstoff, war dieser etwas Lebendiges. Freude an der schönen Qualität verband sich mit der Lust künstlerischer Formung und Bändigung des Roh-Stoffes. Wer ihr je zu-

schaute, wie sie einen Stoff erfasste, ihn modelte, zurechtlegte, in Falten warf, ihn griff, hob oder ihm einfach mit unmerklicher, rascher Berührung die gültige Form gab, dem übertrug sich etwas von dieser sinnlich-handwerklichen Lust.

Die Liebe zum Stoff liess sie darum auch beim fertig gelieferten Tuchballen nicht Halt machen. Sie wollte wissen, wie diese Gewebe hergestellt werden, sie begab sich in die Fabriken; und sie nahm am Entwerfen neuer Muster in Stickerei und Druckerei Anteil, erkannte neue Möglichkeiten, mit einer Sicherheit des Geschmacks, der sich bald auch die Sperrigen, die Misstrauischen beugten.

*

Mass-Arbeit: wie lässt sie uns, diese vielgeübte Tätigkeit, die meist zu einem blossen Rechnen mit Zahlen und Masstab geworden ist, so leicht vergessen, dass ihrem Wesen ein anderes zugrunde liegt, zugrunde liegen sollte, das im banalen Worte "Mass" strenge Forderung birgt. So gibt es die Architektur mit Reissbrett und Schiene, mit Messband und Zirkel. Und es gibt das Bauen nach lebendigem Mass-Gefühl, aus dem Wissen um das, was massvoll und darum nie mässig ist, während das Ausgefallene, das Masslose, Modische so unentrinnbar rasch sich als das durchschnittliche, das mässige, über Nacht Veraltende erweist.

Zu Gaby Jouvals Vitalität gesellte sich regelnd der sichere Sinn für das rechte Mass. In diesem Empfinden für das Massvolle finden wir jenen Erbteil Gaby Jouvals, durch den sie ihrer französischen Heimat zeitlebens am tiefsten verhaftet blieb. Es ist der zum Instinkt gewordene Sinn für Proportion, für Masshalten, der Bon Sens des Formgefühls, der sich durch Augenblickseffekte nicht betören lässt und bei aller Bereitschaft zum Wagnis, zum Ungewöhnlichen, nicht verliert ans Geklügelte und an den modischen Bluff.

Das Gefühl für das Schickliche, - das im wahren Sinn "Schicke", war in ihr verkörpert. Und selbst wo sie es aus Lust an einem gelegentlichen Experiment bewusst überschritt, entschwand ihr nicht das Wissen um die festen Grenzen.

Darum haben Gaby Jouvals beste Modeschöpfungen bei allem Zeitnahen, immer auch etwas Zeitloses, in allem Neuartigen etwas Vertrautes, auch den Laien unmittelbar Ansprechendes, das immer Neue des Richtigen. Es lässt sich von ihnen das für Modewerke Seltsame sagen, dass sie, weil sie nicht bloss mit der Saison gehen, auch nicht mit ihr vergehen.

Verankert in einem klaren Formgefühl, ist diese Haltung allem Konventionellen, der Routine spinnefeind. Aus diesem Geist heraus vermochte Gaby Jouval, längst überholte Formschemata unserer Textilindustrie zu brechen und neue, fruchtbare Wege zu zeigen.

Denn Sinn für Wohlabgewogenheit übte sie auch an sich selbst. Bei allem berechtigten Selbstgefühl vergass sie nie, auch nicht in den Jahren ihrer grossen Erfolge, die Selbstdistanz und Selbstkritik, den Takt, der sie auch empfindlich machte gegen übertriebenes, unangebrachtes Lob.

Ich erinnere mich ihrer spontanen Empörung, als ein ebenso gutgemeinter wie ahnungsloser Bericht in einer vielgelesenen Zeitschrift vom "Michelangelesken ihrer Kreativitäten" schwärmte. "Est-ce qu'il me prend pour une imbécile?" rief sie unwillig aus. Zu echt war ihre Ehrfurcht vor den grossen Meistern, als dass sie solche masstablose Vergleiche nicht als kränkend empfunden hätte.

Um aber Gaby Jouval und die Quellen ihrer Arbeitskraft ganz zu kennen, musste man sie auch in ihren Erholungszeiten sehen.

Weil sie ein bis in die letzten Fibern gespannter Mensch war, verstand sie sich auch so trefflich auf Entspannung. Weil ihr Tun begeistertes Schaffen bedeutete, das auch im wildesten Betrieb nicht in der Betriebsamkeit verflachte - deshalb war sie auch eine Meisterin erneuernder Musse.

Mit kindlicher Freude gab sie sich der Entspannung hin, warf sich, einem schulfreien Mädchen gleich, in die Arme der Ferienlust. Entspannung aber hiess für sie nicht passives Geniessen, vielmehr anders gerichtete Tätigkeit, das Entfalten von Kräften, die in ihrem Beruf zum Schweigen verurteilt blieben. Es war ein aktives Aufnehmen, aus dem bei ihr auch die sportliche Leidenschaft für die Berge, fürs Klettern und Wandern, für Reiten und Skifahren entsprang. Betrachtendes Verhältnis zur Natur erfüllte sie nicht, sie musste sich ihr handelnd hingeben können.

Ob es nun ein kurzes Wochenende in den Bergen oder in der näheren Heimat, ein kleiner Ausflug ins Hügelland oder ganz einfach ein abendlicher Gang durch die vertraute Stadt oder ihre Umgebung war: immer vergass sie in diesen Zeiten der Erholung alle Arbeit vollkommen. Geschäft, Pläne, Sorgen, Kämpfe, die ganze Plackerei des Alltags, die oft aufreizende Mühe mit verwöhnten, schwierigen Kundinnen (ihr Humor und ihre Menschenbeobachtung hatten hier ein ausgiebiges Feld), der Aerger über missratene Stoffe oder Kleider - all das versank wie durch Zauberei, und es existierte nur noch die Freude des freien Schweifens durch einsame Täler, des Ringens um steile Gipfel, ein Ritt durchs morgenfrische Land, oder die gesammelte Ruhe im Anhören einer Symphonie.

Hier war das Geheimnis der Energie, die jene immer wieder in Erstaunen versetzte, die mit ihr zusammen kamen. Dies prägte sich nicht anders auch in ihrem täglichen Lebens-

rythmus aus. Wie oft geschah es, dass sie sich, in Gesellschaft einiger Freunde, nach dem gemeinsamen Mittagessen zuhause auf ihr Sofa legte, und völlig ungestört vom lauten Geplauder ihrer Umgebung, in festen Schlaf versank, um nach einer Viertelstunde völlig erfrischt aufzustehen und sich an ihre Arbeit zu begeben.

Reisen war ihre Leidenschaft. Ihr letzter Reiseplan, den sie, in den ersten Kriegsjahren mit ihrem Gatten, noch ahnungslos des Kommenden und auch nicht ahnend den Zustand der Welt nach diesem Kriege, entwarf, galt einer Reise quer durch den afrikanischen Kontinent. Einsame, seltsame Gegenden und Völker lockten sie wie eine Märchenwelt. Tibet, Siam, die Mongolei: überall wo alte Kulturen in einem wenig berührten Zustande sich erhalten hatten, zog es sie hin, und begierig vertiefte sie sich in die Reiseschilderungen aus jenen Ländern.

Lesen war überhaupt, neben dem Reisen, die zweite Leidenschaft ihrer Mussezeit. Sie mochte noch so ermüdet von der Arbeit nach Hause zurückkommen, immer las sie des abends, oft mehrere Stunden lang, mit Vorliebe in biographischen Werken, in Büchern über Kunst und über fremde Völker. Diese Abende in stiller Gemeinschaft mit ihrem Gatten waren ihr lieber als alle Geselligkeit.

Dass eine solche Natur, deren Wirken einem anspruchsvollen Kunstgewerbe galt, sich von der eigentlichen Kunst stark angezogen fühlte, versteht sich von selbst. Wenn sie sich auch des laienhaften und dilettantischen ihrer Kunststudien durchaus bewusst war - dilettantisch in jenem guten Sinne von dilettare (ergötzen) - so trieb sie sie mit nicht minderem Ernst und Fleiss. Sie widmete sich während vieler Jahre einigen ausgesuchten Kunstwelten, besonders der Kunst des alten Aegypten. Die letzte grössere Reise, die sie mit ihrem Gatten kurz vor dem Kriege unternahm, war eine Reise an den Nil, die bis nach Assuan führte, und die ihr zu einem unauslöschlichen Erlebnis wurde. Die gebändigte Linie, die

Zucht altägyptischer Plastik war ihr eine Bestätigung und Klärung eigenen Formempfindens.

Sie hatte zur Plastik von jung auf eine besonders nahe Beziehung, und wie sie unter Bildhauern ihre ersten Kunstfreunde fand, so waren auch die ersten Werke, die sie für ihr Heim erwarb, Werke der Skulptur. Darunter war ihr der Kopf des "Erschrockenen" von Hermann Hubacher, und eine anmutig herbe, von Sensibilität wie vibrierende Frauenbüste von Germaine Richier besonders lieb.

In der Malerei war es die Kunst des alten Orient, vor allem Chinas, die sie immer aufs neue ergriff: durch die Sparsamkeit der Ausdrucksmittel, durch das religiöse Naturgefühl und die Meisterschaft, schier Unaussprechbares mit schlichtesten Mitteln zu höchster Wirklichkeit zu erwecken.

Gauguins Farbenmagie zog sie in ihren Bann. In den letzten Jahren suchte sie auch die abstrakte Kunst zu verstehen. Einer ihrer letzten Besuche einer Kunstschau galt einer Ausstellung expressionistischer und abstrakter Malerei und Plastik. Deren Wagnis äussersten Verzichts auf alles Gegenständliche, die Beschränkung auf die mathematischen Formelemente, das Suchen nach einer massvollen Abgewogenheit reiner Flächen und Körper, all das, was die echten Vertreter dieser Richtung beherrscht, und nicht zuletzt die eigenartigen und oft verblüffenden dekorativen Wirkungen beschäftigten sie lebhaft, ohne dass sie die modische Begeisterung der Kunstsnobs kritiklos mitgemacht hätte.

Einige Miniaturen persischer Meister zierten ihr Heim. Sie hatte eine Vorliebe für die zartglühenden Blumenfarben altorientalischer Buchmalerei und die Erlesenheit ihrer Farbenakkorde. Als sie, in den ersten Zeiten ihrer Todeskrankheit, noch empfänglich reagierte auf vertraute Kunsteindrücke, betrachtete sie immer wieder mit sichtlicher Freude Reproduktionen persischer Miniaturen, die in ihrem Krankenzimmer hingen.

Es wäre nun freilich eine zu einfache Vorstellung ihrer Arbeitsart, zu denken, sie habe solche Natur- und Kunsterlebnisse äusserlich optisch in ihr eigenes Schaffen übertragen. Eine solche periphere Weise der Verarbeitung von Eindrücken, wie sie sich im Kunstgewerbe oft genug findet, war ihr fremd. Sie liebte das Schöne in der Natur und in der Kunst um seiner selbst willen absichtslos. Die Erlebnisse auf Reisen und im Betrachten von Kunstschöpfungen waren ihr Quellen einer allgemeinen seelischen Weitung und Wandlung, wie sie ihrem Wesen entsprach. Daraus stiegen dann, umgestaltet und oft erst viele Jahre später die eigenen Werkgedanken empor.

Der Verkehr mit Künstlern war ihr nicht minder Bedürfnis als der mit den Werken. Sie gewann sich in Zürich im Laufe der Jahre eine Reihe bedeutender Künstler zu nahen Freunden, die sich immer mit Freude und Spannung zur Besichtigung ihrer neuen Schöpfungen einfanden, als ebenso kritische wie begeisterungsfähige Prüfer. Nichts freute sie mehr, als das beifällige Urteil aus dem Munde eines massgebenden Künstlers, und nirgends war sie eine gelehrigere und bescheidenere Schülerin als wenn sie den kenntnisreichen, kritischen Bemerkungen eines Künstlers lauschte.

Mit ihrer alten Heimat blieb Gaby Jouval innerlich eng verbunden. Sie litt schwer unter dem tragischen Los und unter dem Zusammenbruch Frankreichs, und leidenschaftlich verfolgte sie den versteckten Kampf der Freiheitskräfte gegen die Unterdrücker. Sie las jede ihr erreichbare Schrift aus der Résistance. Sie glaubte an den Wiederaufstieg Frankreichs. Als die Befreiung endlich kam, da war sie schon mehr als ein Jahr auf dem Krankenlager, das keine Hoffnung auf Genesung, nur noch das Harren auf Erlösung zuließ. In der Dämmerung, die ihr Bewusstsein umfängen hielt, hat sie jenes Ereignis nicht mehr zu erfassen vermocht, das sie mit der Inbrunst ihrer kindlich-starken Vaterlandsliebe ersehnt hatte.

War sie in ihrem Wesen durch und durch ein Kind ihrer französischen und im engeren Sinne ihrer Pariser-Heimat geblieben, so fühlte sie sich doch durch ihre Arbeit und durch die Menschen, die ihr nahestanden, vor allem durch ihre Ehe mit einem Schweizer, mit ihrer Wahlheimat verwachsen. Sie liebte die Gewissenhaftigkeit und das Ehrbare schweizerischen Unternehmersinns, wie es ihrer eigenen Auffassung von Arbeit entsprach.

Unermüdlich war sie bestrebt, ihre Erfahrung und ihr Urteil der schweizerischen Mode-Industrie zugutekommen zu lassen. Ihre Bemühungen fielen nicht nur bei der schweizerischen Textilindustrie auf fruchtbaren Boden; sie brachten auch den benachbarten Gewerben des Modeschaffens, der Schuhindustrie und anderen Modezweigen vielseitige Anregung. Der Leiter der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung hat diese verschiedenartigen befruchtenden Wirkungen ihres Schaffens auf die Modezweige der Schweiz dankbar hervorgehoben.

Durch die Erfolge, die Gaby Jouval im Ausland schon vor dem Kriege und noch während der Kriegsjahre erzielte, in den USA, in Madrid, in Stockholm, in England - gewann sie der Schweizer Mode-Industrie in der Welt neue, einflussreiche Kreise und Interessenten.

*

Eine Hauptquelle ihrer Lebenskraft aber, über die sie fast niemals sprach und die man in diesem, anscheinend so unbeschwert dem Diesseits verschriebenen Weltkind kaum vermutet hätte, - war ihre kindlich-problemlose Frömmigkeit. Sie hat sie sich von ihrer frühen Jugend an bis zuletzt ungebrochen bewahrt. Ihr Gottvertrauen trug die Züge naturhafter Ursprünglichkeit, eines heiter-zuversichtlichen Wesens. Abhold den Konventionen der Kirche, von der sie sich gelöst hatte, fühlte sie sich dem Volksglauben nahe, dessen

Ausdruck sie tief ergreifen konnte. Als sie einst in Italien mit Freunden einer Messe beiwohnte, entschwand sie plötzlich dem Blick ihrer Gefährten. Vom Gesang einer Prozession gebannt, reihte sie sich in die Dahinziehenden ein, mitgetragen von der Inbrunst des einfachen Volkes, in dessen heiter-schlichter Gläubigkeit sie sich selbst wiederfand.

*

Was es für Gaby Jouval bedeutete, einem ihr gleichgestimmten Gefährten zu begegnen, mit dem sie sich während nahezu fünfundzwanzig Jahren in engster Gemeinschaft des Zieles, der Arbeit und vor allem auch ihrer künstlerischen Interessen verbunden wusste, lässt sich aus dem bisher Angedeuteten unschwer ermessen. Diese Freundschaft, die später zur glücklichen Ehe führte, öffnete ihr auch den Weg zur Entfaltung ihrer Kräfte in unabhängiger Arbeit, wie sie ihn, auf sich allein angewiesen, wohl kaum so befriedigend hätte finden können. Denn sehnten sich ihre Kräfte nach freier Betätigung, wie sie ihr die Routine eines rein merkantil betriebenen Berufs nicht zu bieten vermochte - sie hätte sich allein den Sprung zu geschäftlicher Selbständigkeit vielleicht nie zugetraut. Noch Jahre, nachdem sie mit ihrem Lebensgefährten gemeinsam das eigene Modehaus begründet hatte, wurde sie bisweilen von Bangnis ergriffen, fast erschreckt ob der raschen Entwicklung und einem Erfolg, wie sie nie zu erhoffen gewagt. So sehr sie das eigene Arbeitsfeld mit seinen freien Möglichkeiten zu schätzen verstand - nie war sie ihm verfallen. Bis zuletzt lebte in ihr etwas von jener Zeit, da sie als junges Mädchen, der Enge ihrer Familie entfliehend, mit hundert Franken in der Tasche, mit einem Samtkleid und einem paar Schuhe als ganzer Habe in ihrem Kofferchen, und mit dem Zeugnis ihrer Lehre, als wertvollstem Besitz, die Fahrt in die ungewisse deutsche Fremde angetreten hatte.

Den äussern Erfolg hat sie nicht gesucht. Er war nicht ihr Ziel. Als er sich einstellte, war er nur Gebot zu noch strengerm Mühen. Unbekümmert um das Tun der Andern ging sie ihren Weg. Sie liess sich durch Angriffe oder Gehässigkeiten nicht beirren. Das Herabsetzen fremder Arbeit war nicht ihre Sache. "De la concurrence, je ne m'en occupe pas. Je fais mon travail, et voilà."

*

Wenn ich versuche, mir das Wesen Gaby Jouvals nochmals in einem Bilde zu vergegenwärtigen, das wie ein Ideogramm ihre Art verdichtend zusammen zu fassen vermöchte, - dann tritt vor mich das Bild ihrer Hand.

Und ich denke an diese Hand, die, als die Schatten sich bereits über die klare Stirn gesenkt und der Mund keiner Sprache mehr mächtig war, noch lange fortfuhr in der altgewohnten, lebendigen Gebärde ihrer Arbeit. Es war diese Hand, durch die Gaby Jouval noch lange, nachdem der jähe Sturz sie in die Bewusstseinsnacht geworfen, zu ihren Freunden sprach.

In anmutiger, rastloser Bewegung, wie ehemals, fassten die feinnervigen, schlanken Finger in kosendem Spiel, in tastendem Proben ein Stücklein Tuch, einen Zipfel der Decke, einen Aermel. Sie strichen darüber hin, formten den Stoff, als lebte in den geschmeidigen Gliedern der Hand die Erinnerung fort an die geliebte Tätigkeit. Es war, als blühe diese Hand weiter, wie zuweilen an einem tödlich getroffenen Stamme noch lange ein Ast fortblüht, als hätte sich all die Kraft ihres künstlerischen Geistes hier gesammelt und als lebe, für eine kurze Weile, vor dem letzten Niedersinken, die schöne Vitalität ihres Daseins noch einmal auf, wie ein verloderndes Feuer inmitten grausamer Nacht.

*

Ein fruchtbares Leben ist hier jäh abgebrochen worden. Aber, weil es fruchtbar war, ist es nicht abgeschlossen. Gaby Jouvals Impulse wirken weiter. Sie hat Standards in ihrem kunstgewerblichen Gebiete aufgestellt, denen sich fortan einer nicht leicht entziehen wird, will er im Bereich des Modeschaffens Höchstes leisten. Man darf es wohl sagen, sie hat beigetragen, das Formgewissen der Schweizer Mode zu schärfen und zu vertiefen.

Es gehört zum Merkmal guten Handwerks, dass lebendige Keime des Besten, das darinnen wirkte, nicht mit der Person des Begründers dahinschwindet - wenn auch das Eigenste immer einmalig und unübertragbar bleibt -, sondern dass es in berufenen Mitarbeitern weiterlebt und sich fortentwickelt, im Sinne einer sich lebendig erneuernden Tradition. Wie wäre Gaby Jouval darum beglückt, könnte sie sehen, wie die von ihr geprägte Linie nach dem inneren Gesetz, das sie ihr gegeben, sich weiterspannt zu neuen Werken.

Begreiflich ist die Klage, dass ein hochbegabtes Leben wie dieses so jäh erlöschen musste. Ist aber nicht einem jeden schon mit der Geburt sein ihm eigener Tod geheimnisvoll mitgegeben? War nicht der vitalen Natur, wie sie es war, auch die frühe Vollendung und der frühe Abbruch vielleicht auf eine rätselvollen Weise gemäss?

Jedenfalls lag ihr an einem langen Leben weniger als an einem täglich neu sich erfüllenden Leben. Als der Arzt die Fünfzigjährige leise mahnte, ihr Arbeitstempo zu dämpfen, "da sie ihre Kerze an beiden Enden brennen habe", erwiderte sie mit jenem scherzenden Lachen, in dem sich ihr wissender Ernst so gerne verbarg: "Mon cher docteur, l'essentiel c'est que cela brûle bien!"

Dr. Hans Zbinden.